

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 26.

Mittwoch, 27. Januar

1932.

## Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In Dartmoor wurde Professor Grunt von einem Sträfling, den er zur Unterjuchung bestimmt hatte, grundlos angefallen. Der Sträfling — sein Name ist Bill Haslin — wurde überwältigt. Am Vormittag des 28. April wurde Bill Haslin nach Verbüßung seiner Strafe — drei Jahre Kerker wegen Totschlags — aus der Haft entlassen. Es ist bekannt, daß er auch bei seiner Entlassung dunkle Drohungen, allerdings nicht gegen bestimmte Personen, ausgestoßen hat. Am Abend des 28. April war Bill Haslin bereits in London und verübte in der Oper einen neuerlichen Überfall auf Professor Grunt.

Am nächsten Tage wurde Mary Weel ermordet.

Und Bill Haslin, der sich bereits in Haft befand, soll nach Versicherung unseres Gewährsmannes der Tat geständig sein.

Warum erfährt die Öffentlichkeit nichts von diesen Tatsachen?

Was geht hier vor?

Wir beginnen morgen mit der sensationellen Artikelreihe aus der Feder des jungen Journalisten Eddy Wilton, dem die Enthüllung dieses Justizskandals zu danken ist.

Am Mittag desselben Tages überreichte Lord Bultth seine Demission.

Die Gründe derselben führte er folgendermaßen aus:

„Ich ordnete die Geheimhaltung der in der „British World“ wahrheitsgetreu angeführten Umstände an, weil ich der festen Überzeugung bin und bleibe, daß Berichte, die Volksverdummung und Verbreitung schwärzesten Aberglaubens notwendig bewirken müssen, so lange zu unterdrücken sind, als nicht Tatsachen an den Tag gefördert werden können, die dem gesunden Menschenverstand nicht Hohn sprechen.“

Zu den von der „British World“ anklagend veröffentlichten, von mir aber unterdrückten Nachrichten kommt ein Umstand, der bisher auch der scharfsinnigen Berichterstattung entging, und der meine Haltung be dingte.

Heute, am Tage meiner Demission, bin ich leider gezwungen, diesen Umstand bekannt zu geben.

Bill Haslin, ein entlassener Sträfling (Totschläger) hat tatsächlich gestanden, den Mord an Mary Weel begangen zu haben. Selbst Indizien, die sonst untrüglich sind, nämlich deutliche Fingerabdrücke, sowie ein Stück eines Verbandes, am Tatort gefunden und zu einem Verband an seinem Fuße lückenlos passend, und auch sein Geständnis, verblaffen nämlich gegen diesen Umstand:

Bill Haslin befand sich zur Zeit des Mordes in einer Zelle des Polizeigefängnisses und hat die Zelle nicht eine Sekunde verlassen!

Mein letzter Befehl als Innenminister war, die Protokolle über den Fall Mary Weel sofort und unverzüglich allen Redaktionen zu übermitteln.

Unheil, nimm deinen Lauf!

Lord Bultth.“

Die Verwirrung bricht los.

Die Wirkung der veröffentlichten Protokolle war erschreckend.

Scotland Yard, für den englischen Bürger das Sinnbild des klaren Blickes, der kühlen Tatsachekritik, das Symbol der reinen Vernunft, Scotland Yard lieferte der erschütterten Welt den unanfechtbaren Beweis für etwas unmöglich Scheinendes.

Erste Wirkung war dumpfes, angstvolles Schweigen.

Dann aber brach der Krieg der Meinungen aus.

Es ging nicht mehr England allein an.

Der Fall Mary Weel war keine Londoner Angelegenheit mehr.

Die wirklich furchterregende Schilderung jener Szene in einer Gefängniszelle, in der ein Sträfling, vor einem Arzt und zwei Zellengenossen, genau in der Sekunde, in der vierzig Kilometer weit ein junges Weib erwürgt wird, zusammenpreßt und schildert, was dort geschieht; die beschworenen Tatsachen, daß es wohl Finger Spuren und Geruchspuren im Mordzimmer gibt, keine einzige aber für Kommen und Gehen des Mörders, ließ alle Skeptiker verstummen.

Die Reihen der Okkultisten verstärkten sich in nie erwarteten, nie gefürchtetem Maße.

Und eines Tages kam, was unter diesen Umständen zu erwarten war:

Die Wortführer der exakten Wissenschaften wurden nicht mehr gehört, die fanatisierten, ausgehehten Massen verlangten die Aufnahme des Prozesses.

Ein grauenhafter, mittelalterlicher Spuk in einer Zeit, in der Luftschiffe flogen, schwimmende Inseln geformt von Menschenhand in den Ozeanen ankerten, Radiostimmen durch den Äther schwebten und Maschinen rechnen und Fabriken lenken konnten.

Und genau fünf Monate nach dem rätselhaften Mord an Mary Weel, am 29. September, erhob sich ein Minister der englischen Regierung und erklärte, den Befehl zur Erhebung der Anklage gegen den geständigen Mörder Bill Haslin erteilt zu haben.

Am 2. Oktober gab man den Termin des ersten Prozeßtages bekannt:

Am 10. Dezember sollte die erste Verhandlung stattfinden.

Eddy Wiltons Karriere hatte scheinbar ein schnelles Ende gefunden.

Damals, als ihm der große Coup gelang, der Polizei hinter die verschwiegenen Protokolle zu kommen, rückte er über Nacht zu den berühmten Journalisten auf. Seine Laufbahn schien klar vorgezeichnet.

Als sich aber nach kurzer Zeit erwies, zu welchen verhängnisvollen Ereignissen er den ersten Anstoß gegeben hatte, geschah es eines Tages, daß Eddy Wilton zu Foster ins Büro stürmte.

„Ich habe etwas vor,“ sagte er, „ich gehe jetzt den wirklichen Mörder suchen! Ich komme erst zurück, wenn ich ihn habe! Good bye, Chef!“

Seit dieser Rede war von Eddy Wilton in der Redaktion keine Spur mehr zu sehen.

Am 3. Oktober, also einen Tag nach Festsetzung des Prozeßtermins gegen Bill Haslin, erschien er bei Foster.

„Geben Sie ins Blatt, daß ich vor Gericht erscheinen will und den wirklichen Mörder nennen werde.“

„Gott sei Dank,“ murmelte Foster, „Gott sei Dank, Eddy Wilton ist wieder da!“

### Der Mörder ist nicht der Mörder.

Je näher der Tag dieses verwirrenden Prozesses rückte, desto seltsamer wurden die Wirkungen der Anteilnahme aller Schichten der Bevölkerung; desto wilder und grimmiger der Kampf der führenden Geister, die sich zu deutlicher und klarer Stellungnahme verpflichtet, ja be-rufen fühlten.

Talnwissenschaftler, Scharlatane, Gaukler und schwärmerische Phantasten beherrschten die Massen, und prägten neue Schlagworte von verheerender Wirksamkeit. Denn sie alle konnten zum ersten Male seit Menschengedenken auf einen Fall hinweisen, der so ganz außerhalb der Sphäre angezeigelter Geschehnisse, mitten unter wachen, kühlen Menschen, am helllichten Tage beobachtet, Zeugenschaft für rätselhafte Kräfte ablegte.

Als die Siedehitze der Erregung erreicht war — der 1. Dezember prangte auf den Kalendern —, erschien jene Extraausgabe der „British World,“ die den Welt-ruf begründete und es fortan an die erste Stelle der gesamten englischen Presse brachte.

In einer gigantischen Auflage erschien folgende Nachricht:

„Bill Haslin ist nicht der Mörder!“

Unserm Reporter Eddy Wilton ist es gelungen, Beweise dafür zu sammeln, daß der wegen Mordes an Mary Weel angeklagte Bill Haslin trotz seines Geständnisses nicht der Täter ist.

Eddy Wilton hat dem Gericht seine Zeugenschaft freiwillig angeboten und wird mit einem Schlage das Netz-gewirr gräßlicher Verwicklungen und unlösbar scheinender Rätsel zerreißen — er wird die Welt von einem grauenhaften Spuk, von einem gespenstischen Abdruck befreien.

Ein Fieber, in starken Wellenstößen von der britischen Insel aus über die ganze Welt getrieben, hat die denkende Menschheit ergriffen und in eine entsetzliche Krise des Geistes geworfen.

Zur Stunde, da schon ganze Gruppen exakter Wissenschaftler mit fliegenden Fahnen in das Lager der Okkultisten übergelaufen sind, zur Stunde, da die beachtetsten und kritischsten Menschen der Gegenwart schon an den Grundelementen gesetzmäßiger Logik und am natürlichen Ablauf aller Erdendinge zu zweifeln beginnen mußten, da die Priester von den Kanzeln herab predigen, der Antichrist sei wieder am Werk, und es sei not, daß die Gottesgläubigen sich zum Kampfe gegen den Teufel um das Kreuz scharen, zur Stunde, da sich wie im Mittelalter Sekten von Geislern und Selbstverstümmelern durch die Straßen wälzen und das Ende der Welt ausschreien, befinden sich jene Aufzeichnungen, die dem größten Sensationsprozeß dieses Jahrhunderts die Wendung geben werden, bereits in unserer Hand, die das Aufatmen der ganzen Welt bedeuten wird, Aufatmen und Erwachen aus einem bösen Traum.

Wir wissen, was diese Nachricht in diesem Augenblick ist. Wir wissen, welche ungeheure Verantwortung wir nunmehr zu tragen haben, welche bedrückende Last wir auf unsere Schultern laden müssen, wenn wir den Kampf gegen eine millionenköpfige Hydra aufnehmen — gegen die Massenhypnose, von der die Menschheit in diesem Augenblick gepackt und gebannt ist.

Wir sind stolz darauf, daß wir seinerzeit den Kampf entzweifelten, wenn auch die Menschheit einen Schritt zurück getan zu haben scheint. Denn wir sind auch diejenigen, die den Weg weisen werden, der die Menschheit nun drei Schritte vorwärts führen wird.

Wir kündigen an:

Einem Tag, nachdem Eddy Wilton seine Aussagen vor Gericht beendet haben wird, beginnen wir mit dem

schlichten und klaren Tatsachenbericht eines genialen Reporters:

„Wie ich den Mörder Mary Weels fand . . .“

Es lebe die Vernunft, es lebe die Gerechtigkeit!

Es lebe England! „British World“.

### Der Prozeß beginnt.

Am zehnten Dezember glich London einem Heerlager. Militär mußte zugezogen werden, um bei etwaigen Unruhen bereit zu sein.

Ein ungeheurer Fremdenschwarm ergoß sich über die größte Stadt Europas und machte ein wirkliches Babel aus ihr.

Alle Sprachen der Erde erschollen. Hunderttausende lampierten im Freien. Die Bahnen brachten jede Sekunde neue Bienenschwärme erregter Neugieriger. In der Nähe der Stadt mußten fünf provisorische Flughäfen errichtet werden, um dem Ansturm ausländischer Flugzeuge gerecht zu werden. In den Südhäfen des Reiches war kein Raum mehr zum Anlegen der Schiffe.

Um zu verhindern, daß diese Masse Mensch, Beginn und Durchführung des Prozesses durch nichts anderes als durch Neugierde in Gefahr bringe, wurden in allen Straßen und auf allen Plätzen Riesenlautsprecher angebracht. Man verkündete, daß der gesamte Verlauf des Prozesses durch Radio mitgeteilt werde.

Und als das Gericht zusammentrat, als die ersten Worte des greisen Lord-Oberrichters Sir Bringham erklangen, stand der Verkehr der Mammutstadt still.

### Professor Grunt jagt aus.

Der größte Gerichtssaal des Reiches war zum Bersten voll.

Eintrittskarten waren nur an Mitglieder der Regierung, angemeldete hiebzehn ausländische Justizminister, die amtlichen Vertreter der englischen Dominions, Erzbischöfe, vierundzwanzig Gelehrte von Weltruf, Gesandte und ausgesiebte Presseberichterstatter ausgegeben worden.

Auch Englands Thronerbe, der Prince of Wales, war anwesend.

Die Richter und Beisitzer waren wohlausgewählte Stützen ihres Berufs, Männer, die in vielen hunderten schwierigen Kämpfen um das Recht erprobt waren.

Dennoch — heute hatte ihnen die unerhörte Aufregung und Unruhe bleiche Farben auf die Gesichter gemalt.

Der Zuhörerraum, ein Parkett mächtiger und bedeutender Minister, Kirchenfürsten, Gelehrten und Journalisten schien im Moment, da Sir Bringham sich erhob, ein Parkett gutgemachter, stummer Wachspuppen zu sein.

Bewegungslos und fast atemlos war alles erstarrt. Dreiviertel elf. Die notwendigen Formalitäten waren in feierlicher Ruhe erledigt worden.

Sir Bringham winkte einem Gerichtsdiener.

„Führen Sie den Angeklagten vor!“

Wenige Augenblicke später trat Bill Haslin, flankiert von einem Justizsoldaten, ein.

Schlotternde Kleider um den mageren Leib, ein eingefallenes Gesicht mit glühenden, fanatischen Augen, sorglos an den Seiten baumelnde lange Arme, wirres Haar, das war Bill Haslin.

Er ging nicht, er schob sich sacht von Schritt zu Schritt, und sein flackernder Blick kreiste langsam durch die Reihen der anwesenden Menschen.

Dann überflog er die feierlichen bleichen Antlitz der Richter und brach in ein gräßliches, erschütterndes Lachen aus. Das währte aber nur zwei Sekunden. Eine unheimliche Stille folgte diesem Lachen.

Sir Bringham hob ein Blatt.

Er wollte eben sprechen, da erhob Bill Haslin seine Stimme:

„Nacht es kurz, Ihr Narren!“

Er trat furchtlos nahe an Sir Bringhams Tisch.

Sir Bringham hob Einhalt gebietend seine Rechte: „Angeklagter Bill Haslin, ich verweise Sie zur Ruhe!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Retterin.

Skizze von Max Geißler.

Vor Olga Andrejewna, die ihm gegenübersteht, ist Wassilitsch, der Direktor der Strafanstalt auf der Insel Sachalin, wie verwandelt. „Es scheint ein Traum, daß Sie hierhergekommen sind, Ihre menschenfreundliche Sendung zu erfüllen. Unter Verworfenen, Verbannten, unter politischen Verbrechern schlimmster Art! Sechstausend Meilen von Moskau!“

„Und doch ist es so, Wassilitsch“, sagt Olga Andrejewna, „ich rechne dabei auf Ihre Hilfe.“

„Teure gnädige Frau, Sachalin ist die Hölle. Der schreckliche, lange Winter, die oft furchtbare Hitze im Sommer! Wer hierher verbannt ist, vertiert. Und dennoch — Sie sind freiwillig gekommen.“ Dabei drückte er ihre weiße Hand, daß Olga Andrejewna einen leisen Schrei ausstößt. „Ich bitte um Verzeihung, ich habe Ihnen weh getan? Noch eine Schale Tee, gnädige Frau?“

„Danke, nein. Olga Andrejewna ist schlank, biegsam, blond. Ihr Gesicht kündigt unsagbare Milde und unsagbare Willenskraft. Es ist das Antlitz einer Frau, die weiß, daß Schönheit eine Macht gibt, die sich für bestimmte Zwecke ausnützen läßt. Nach dem Tee macht sie mit Wassilitsch einen Rundgang durch die Arbeitsräume der Anstalt. Olga Andrejewna sieht in vernünftige Gesichter, blickt in Augen, die vor Überraschung und Bewunderung aufleuchten. Unter den vielen, die da wortlos und bitter Worten bleibt ihr Auge an einem Menschen hängen — nur für zwei Sekunden. Dieser Mensch sitzt krumm und sehr bleich über seine Arbeit gebeugt. „Ich glaube, dies Gesicht hab' ich schon einmal gesehen“, flüstert die Frau Wassilitsch zu, dem ihre Betroffenheit nicht entgangen ist.

„Wohl möglich, gnädige Frau. Dieses ist Sergius Petrowitsch. Er entstammt einer vornehmen Moskauer Familie. Er ist ein wütender Anarchist.“

„So“, sagt Olga Andrejewna. In den folgenden Tagen beginnt sie ihre Arbeit unter den Verbannten mit Frohmuth und Eifer. Sie gewinnt sofort das Vertrauen der Sträflinge. Aber auch von den Einheimischen wird sie verehrt. Durch die elenden Hütten schreitet sie als ein guter Engel. Einem dieser Glücklosen rettet sie durch hingebungsvolle Pflege das todtraute Kind — dafür schwört ihr Orliak, der Vater: „Ich werde mein Leben für Sie lassen, wenn es nötig ist.“

Der Sommer kommt. Wassilitsch hat sich rettungslos in Olga Andrejewna verliebt. Sie bezeugt seinen Anträgen mit milder Überlegenheit; und eines Tages sagt sie zu ihm: „Warum machen wir denn nicht einmal eine Fahrt auf dem Flusse, bis hinaus an die Mündung? Orliak hat ein so schönes Boot.“

Der Direktor ergreift die Gelegenheit. Am anderen Morgen fahren sie. Auf einmal, in der Einamkeit eines Waldes, wo der Fluß breit und gemächlich von raschem Lauf auszuruhen scheint — ja, dort hören sie einen Schrei, sehen einen Menschen, der mit den Fluten ringt, untergeht, wieder emportaucht, noch ein letztes Mal vielleicht, dann ist er mit seinen Kräften zu Ende. Orliak legt sich mächtig in die Kuder, treibt das Boot dem Ertrinkenden entgegen. Sie ziehen einen Ohnmächtigen aus dem Wasser. „Aber ... Himmel, das ist ja Sergius Petrowitsch!“ ruft Wassilitsch, „wie kommt denn der hierher?“

„Das werden wir erfahren, wenn wir ihn wieder lebendig gemacht haben“, sagt Olga Andrejewna. Sie legen ihn auf eine Bootsbank, den Kopf tiefer als den Körper, bewegen ihm die Arme, daß er atmen muß, und Sergius Petrowitsch schlägt die Augen auf. Ganz verloren schaut er sich um. „Ihr?“ sagt er. „Warum habt Ihr mich denn nicht sterben lassen? Damit Ihr mich in die Hölle zurückbringt? Oh, es ist keine Hoffnung mehr für mich im Leben!“ Da besiehlt Wassilitsch, das Boot zu wenden.

„Warum denn das?“ fragt Olga Andrejewna. „Wir können unsere Fahrt doch ruhig fortsetzen. Auch dieser Mensch wird im Boote rascher zu Kräften kommen.“

Wassilitsch mag ihr die Bitte nicht abschlagen. Auf stillem Ströme treiben sie zwischen tiefen Wäldern. Wachen rufen sie da und dort an. Aber wenn sie den Direktor erkennen, lassen sie das Boot unbehindert ziehen. Olga Andrejewna ist von lebenswürdiger Verehrtheit — auch dem Sträfling gegenüber. „Versprecht Ihr mir“, sagt sie zu ihm, „daß Ihr Eure wahnsinnige Flucht nicht wiederholen wollt?“

„Ich schwöre es!“ beteuert Sergius Petrowitsch. „Nah, wer könnte Ihnen widerstehen!“ sagt Wassilitsch und schüttelt ihr die Hände. In diesem Augenblick springt Sergius Petrowitsch auf. Mit stählernen Fäusten zwingt er Wassilitsch auf die Knie. Orliak verläßt die Kuder und bindet ihm die Hände auf den Rücken. Sie fesseln ihm die Beine und treiben das Boot gegen den Strand.

Dann redet Olga Andrejewna. „Fürchten Sie nichts, Wassilitsch“, sagt sie, „Sie sind wehrlos, aber sterben sollen Sie nicht. Sergius Petrowitsch, mein Gatte ist unschuldig verbannt. Ich mußte ihn retten um jeden Preis. Ohne Sie an Bord wäre das nicht möglich gewesen; wir hätten die Wachen nicht täuschen können.“ Nach diesen Worten wird Wassilitsch ans Ufer geschleppt und im Gebüsch geborgen. Sie sind in der Mündung des Flusses

Draußen im Meer, im Dunste des Tages liegt ein Segelschiff. „Wenn wir jenen Segler erreicht haben — unsere Freunde sind darauf —, dann wird Orliak zurückkommen und Sie unverfehrt heimbringen. Rächen Sie sich nicht an ihm! Orliak ist ohne Schuld. Und nun leben Sie wohl, Wassilitsch!“ —

Das Boot, von starken Ruderschlägen getrieben, gelangt zum Schiff und kehrt zum Flußufer zurück. Orliak löst Wassilitsch die Fesseln. Unterdessen nimmt die Jacht den Wind in die Segel und streicht von himmen.

## Der Armendoktor.

Von Hellmuth Unger.

Die schmale Vorstadtstraße hat heute wieder mal ein Erlebnis. Und doch ist es nichts Besonderes. Nein. Einer ihrer Bewohner ist in den Sielen gestorben.

In den Sielen gestorben nennen es die Weiber gewichtig und tuscheln es sich zu. Sie wissen nicht recht, was es bedeutet. So haben sie's von der Frau des Grüntrahndlers gehört, als sie sich die Marktmeße mit Kartoffeln und Rüben füllen ließen.

Arbeiter, von der Wohlfahrt unterstützt und viele Erwerbslose wohnen in der schmalen Straße, hören Leid und beschiedene Freuden des Nachbarn durch dünne Wände, wissen um jeden Nächsten Bescheid. Selten voller Anteilnahme, stets wißbegierig, sensationslüstern und nicht ohne Neid.

Nur eine Gassenbreite trennt sie vom Gegenüber. Sie haben es nicht schwer, sich gegenseitig in die Stuben zu schauen.

Es ist eine Straße — wie viele Straßen in der Welt — eine Straße ohne Sonntag, eine Gasse der Not.

In den Sielen gestorben . . .

Vor einigen Wochen traf es den Maurer im Eckhaus, Bom Gerüst gestürzt Mit einem Schädelbruch heimgetragen.

Dieses Leid!

Die Frau und zwei kleine Kinder. Kabaufzener in der Kellerwirtschaft. Borgestern eine Hochzeit. Gestern eine Kindstaupe.

Das sind die kleinen Sensationen, mit denen man sich gern beschäftigt.

Und heute der Armendoktor! Der Armendoktor ist tot. Lieber Gott, jeder muß einmal sterben, der Handwerker auf dem Bau, bald wohl auch die blasse kleine Schneiderin dort drüben. Menschen der gleichen Gemeinschaft. Der Armendoktor rechnete nicht dazu.

Welchen Gewinn mochte er sich einmal versprochen haben, als er in die Alltagsgasse überstieberte. Weil er sich die geräumigste Wohnung mietete, mißtraute man ihm. Lange Zeit.

Das ist lange her.

Er ist nicht wieder fortgezogen. Er ist geblieben. Und bald kannten ihn alle ringsum.

Zuerst kamen sie nur mit ihren Krankheiten zu ihm, dann auch mit ihrem Leid und wunderten sich ein wenig, daß er sie anhörte, daß er zu trösten und zu helfen verstand.

Er hatte doch nur so wenig Zeit.

Aber gleich.

Tag um Tag. Und die Nächte! Niemals hat einer vergeblich an der Schelle gezogen.

Sie haben sich nicht darum gekümmert, wer den Doktor dafür bezahlte.

Bitte, hier ist mein Krankenbuch. Hier der Schein.

Doch so selbstbewußt und so gewichtig durfte nicht jeder auftreten.

Wenn man erst wochenlang, durch Monate arbeitslos war . . . Vielleicht wollten sie ihn ein bißchen ehren, daß sie ihn den Armendoktor taufte.

Der ist gut.

Der hilft dir.

Wovon der Armendoktor selbst lebte, fragten sie nicht.

Und jetzt trugen sie ihn hinaus. In einem schmuddigen Sarg, wie es sich für die Alltagsgasse geziemt. Ohne Aufsehen. Der schwarze Wagen brauchte nicht lange vor der Tür zu halten. Und als er durch die Straße dahintrumpelte, über das schlechte Pflaster schütternd, standen auf einmal die Leute überall vor den Türen. Kinder unterbrachen ihr Spiel und lehnten sahen gegen die Mauern. Ein Mann zog zögernd, als ob er sich schämte, den Hut vom Kopf und blieb gleichfalls stehen.

Wie gut er doch war! sagte jemand. Unser Armendoktor! Und ein anderer nickte bedächtig.

Einer, der allen half und an sich niemals dachte. Einer, den man liebte, wenn man es auch, als er noch lebte, nicht verriet.

Eine Triumphfahrt ohnegleichen, soweit die Alltagsgasse reichte. Mehr als jemand je erhoffen durfte, der ohne sich zu beklagen in den Seelen verstarb.

## Seltame Hochzeitsbräuche der Tiefsee-Fische.

Fische, die angeln. — Maul statt Fisch. — Heirat ohne Scheidungsmöglichkeit. — Das „verhaftete“ Männchen. — Wie finden sie sich?

Von Dr. Dr. Popofsky.

Es gibt wohl kaum eine Tiergruppe, die, wie die Anglerfische der Tiefsee, ein so lebhaftes Interesse bei den Forschern und Naturfreunden gefunden hätte. Bei keiner Tierart haben aber auch die so ganz abweichend gestalteten Lebensbedingungen der Tiefsee so bizarre Formen und so eigenartige Lebenserscheinungen herausgebildet, als bei diesen Abenteurerwesen des Meeres, die seltener in den oberen Wasserschichten, meistens aber in den dunklen Tiefen von vierhundert bis zweitausend Meter ein räuberisches Einsiedlerleben führen.

So hat die Angel, das raffinierte Anlockungsmittel für die Beutetiere, kaum ihresgleichen im Tierreich. Sie stellt einen an die neue Tätigkeit wundervoll angepassten biegsam gewordenen Flossenstrahl der Rückenlosse dar, oft mit Angelrute, Faden und Köder. Letzterer ahmt, pendelnd bewegt, kleine Meeresstiere nach. Bei denjenigen Arten, die in ewiger Finsternis ihr Dasein fristen, sitzt am Ende der Angelschnur ein Leuchtorgan, das nach dem Willen des Räubers an- und abgestellt werden kann. Wie Fliegen, Rüden und Schmetterlinge, so sind die meisten Dunkel-tiere der Tiefsee lichtwendig, werden von dem bewegten Licht-funken angelockt und verschwinden in dem Riesennaul des ewig-hungrigen Anglers. Aufbau und Stellung der Angel ist je nach der Art und den Lebensgewohnheiten des Beutetieres sehr verschieden.

Da jeder Tag wohl Angeltag, nicht aber Fangtag ist, besonders in der Tiefsee, so besitzen die Anglerfische ein im Verhältnis zur Körpergröße ungefüßtes Maul und einen unglaublich erweiterungsfähigen Magen. Beide Einrichtungen befähigen sie, sich an Beutetiere heranzuwagen, die ihre eigene Größe und ihr eigenes Gewicht um ein Mehrfaches übertreffen. Manche von den Anglern sind hilflos an der Oberfläche des Meeres treibend gefunden worden, wohin sie durch den Todesstampf ihres großen Beutetieres aus der Tiefe emporgerissen wurden, um dort elend umzukommen. Viel fressen, wenn der Fisch gedeckt ist, aber auch lange hungrig aushalten können, sind Eigenschaften, die durch diese Körpereinrichtungen ermöglicht werden und zweckmäßige Anpassungen an das Leben in der Tiefsee darstellen.

Die absonderlichste Eigenschaft der frei in der Tiefe des Ozeans lebenden Anglerfische ist aber das Verhalten der Geschlechter zueinander, das selbst unter Leuten vom Fach so gut wie unbekannt ist. Alle frei herumschwimmenden Anglerfische sind Weibchen. Lange Zeit wußte man von den Männchen nichts, bis es der dänische „Dana-Expedition“ glückte, die Tiere zu fangen. Diese kostbaren Stücke sind im Britischen Museum zu London aufgestellt.

Da besitzt das für Anglerfische riesige, über ein Meter lange Weibchen von *Ceratias holboelli*, das über und über mit Hautstacheln gespickt ist, auf der Kuppel des tugigen Bäuchleins einen zeigefingerlangen Anhang, der sich bei näherer Untersuchung als ein Männchen derselben Art entpuppt. Im Äußeren dem Weibchen nicht unähnlich, schlief ihm aber die Angel und die Zähne. „Sie“ hat im wahrsten Sinne des Wortes das Übergewicht in dieser sonderbaren Ehe, wiegt „Er“ doch das Tausendfache von „Ihm“. Auch sonst hat „Er“ nicht viel zu sagen, ist ihm doch das Maul buchstäblich gestopft! Ober- und Unterkiefer sind miteinander verwachsen und samt der Zunge durch einen Hautzapfen, den viele starke Blutgefäße durchziehen, in der Haut des Weibchens verankert. Man vermag nicht zu sagen, wo an der Verschmelzungsstelle der eine Fisch beginnt und der andere aufhört. Zwar besitzt „Er“ Kiemen, denen das Wasser durch die seitlichen Öffnungen zuströmt, vermag also zu atmen, in bezug auf die Ernährung ist „Er“ aber vollständig auf das größere Weibchen angewiesen. Alle Verdauungs- und Fortbewegungsorgane sind rückgebildet, sogar sein Verdauungskanal ist arbeitsunfähig. Da geschieht die Ernährung durch die vollständige Verbindung des Blutgefäßsystems beider Tiere. Was das Weibchen an Nahrung zu sich nimmt und verarbeitet, muß für beide reichen. „Er“ ist also ein echter Schmarotzer des Weibchens. „Sie“ hält ihn aus und sichert sich ein ungetrübtes Eheglück, indem sie das Männchen an die Kette legt.

Das Weibchen von *Ecdiolychnus schmidtii*, selbst nur sechs

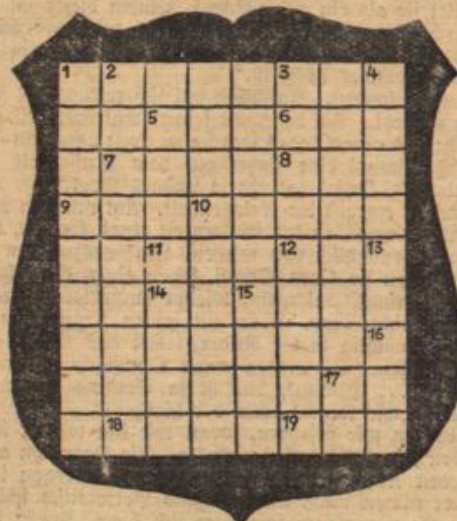
Zentimeter groß, birgt den Zwergmann von eineinhalb Zentimeter Länge unter einem großen Dreizackstachel. Frau *Photocorynus spiniceps* hat ihren Gemahl sich allen Erntes auf die Nase gesetzt und kann sich dauernd seines Anblickes erfreuen.

Wollte man den Scherz weitertreiben und menschliche ästhetische Gesichtspunkte walten lassen, so könnte man wohl sagen, daß die abschreckenden, teuflischen Weibchen es durchaus nötig haben, die Männchen an die Kette zu legen, sonst würden sie wohl kaum bei ihnen aushalten.

Aber Scherz beiseite! Welch tiefer Sinn liegt in dieser in der Wirbeltierwelt ganz einzig dastehenden Einrichtung der am Weibchen schmarotzenden Zwergmännchen der Anglerfische!

Wie mag die Anglerfischhochzeit zustande kommen und dadurch das Bestehen der Art gesichert werden? Trifft es zu, was die Wissenschaft vermutet, daß die Anheftung der Männchen an die Weibchen schon im jugendlichen Alter vor sich geht, wenn die Jungfische noch im Schwärmen zusammenleben? Oder spielen bei der Anlockung der Geschlechter sichtbare und unsichtbare elektromagnetische Strahlen eine Rolle, und zwar zu einer Zeit, wenn die Tiere schon erwachsen sind und infolge ihres räuberischen Einsiedlerlebens über weite Meeresstrecken verteilt sind? Alles, was die Tiefseeforschung über die Besiedlung der Meeres-tiefen bisher festgestellt hat, weist darauf hin, daß sie sehr, sehr dünn bewohnt sind. Um so unbegreiflicher erscheint es, daß unter diesen schwierigen Bedingungen jeder „Er“ keine „Sie“ findet und um so wahrscheinlicher wird es sein, daß uns unbekante Sinne und Strahlungen hier die sichere Vereinigung der Geschlechter bewerkstelligen. Ähnliche Vermutungen wurden ja schon für die verblüffenden Ruf- und Suchleistungen der Geschlechter der Schmetterlinge und anderer Tiere nicht ganz unbegründet geäußert.

## Schachtelfettenrätsel.



Jedes Feld ist mit einem Buchstaben zu besetzen. Die gesuchten Wörter beginnen, wo die betreffenden Zahlen stehen und reihen sich (von links nach rechts fortlaufend) so an- bzw. ineinander, daß stets ein oder mehrere Buchstaben des vorstehenden Wortes den Anfang des nächsten bilden. Die 19 Anfangsbuchstaben der zu suchenden 19 Wörter ergeben ein bekanntes Sprichwort. Die Wörter bedeuten: 1. Monat. 2. Bund. 3. Afrikanische Ureinwohner. 4. Fachausdruck im Böttcherhandwerk. 5. Körperteil. 6. Nachkomme. 7. Baum. 8. Stadt in Böhmen. 9. Fluß in Frankreich. 10. Name vieler deutscher Städte. 11. Römisches Gewand. 12. Festsaal der Lehranstalten. 13. Teil des Zauns. 14. Berliner Vorstadt. 15. Westdeutsche Stadt. 16. Letzte Kraftentfaltung vorm sportlichen Ziel. 17. Amtstracht. 18. Gift. 19. Nebenfluß der Donau.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 19:  
Waagrecht: 3. Stadion. 7. Cos. 8. Dho. 9. Inn. 11. Ort. 12. Usm. 13. Aga. 15. Opa. 16. Als. 18. Leo. 19. Leo Fall. — Senkrecht: 1. Das. 2. Rio. 3. Senegal. 4. Ton. 5. Dho. 6. Nordpol. 10. Esi. 14. Me. 15. Def. 17. SOS. 19. Lau.